

## **Rede zur Vernissage am 04. November anlässlich der Ausstellung Matthias Schöner – Felicitas Wiest: Dialog. 04.11.-09.12.2018 in der Alten Apotheke Walldorf.**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

was wird heutzutage nicht alles gedruckt – von Werbewurfsendungen bis zur Reproduktion der Mona Lisa als Poster. Kunst für alle durch den Digitaldruck, Demokratisierung von Kultur und Bildung –ein hehres Ziel. Wer dann vor einem Original steht, erkennt die Unzuverlässigkeit der Reproduktionen, seien es noch so gute Abbildungen in Kunstbüchern oder im Internet. Vervielfältigung zur Verbreitung von Kunst war seit ihrem Aufkommen im Mittelalter die ursprüngliche Absicht aller graphischen Techniken, seien es Stahlstiche, Holzschnitte, Radierungen oder Lithographien. Im Laufe der Kunstgeschichte gab es Hoch-Zeiten der Druckgraphik und welches Medium jeweils benutzt wurde, hing maßgeblich vom Gestaltungswillen des Künstlers und den Möglichkeiten des Mediums ab. Radierung und Lithographie ermöglichen eine weichere Linienführung und tonale Übergänge, während der Stahlstich oftmals starr wirkt und der Holzdruck für eine gröbere oder abstrahierende Formensprache besonders geeignet erscheint. Nicht von ungefähr wurde er von den deutschen Expressionisten wiederentdeckt und später beispielsweise von HAP Grieshaber gepflegt. Die traditionelle Graphik bietet also grundsätzlich die Möglichkeit einer Auflage von mehreren Abzügen, deren Qualität mit steigender Zahl der Blätter zumeist abnimmt. Aber nichts desto trotz hält man vom ersten bis zum letzten Abzug ein Original in der Hand.

Felicitas Wiests Arbeiten sind hingegen Unikate, denn sie druckt in einer Abfolge von Arbeitsgängen mit verschiedenen Platten mehrere Farbschichten übereinander. Das mag – abgesehen von der inhaltlichen Ebene, auf die ich noch

zu sprechen komme - rein formalgestalterisch seinen Grund darin haben, dass die Künstlerin von der Malerei herkommt und die Farbe in ihren Valeurs als wichtiges Gestaltungsmittel auch in den Holz- und Linoldrucken einsetzen möchte. Dabei handelt es sich um Hochdrucktechniken, was bedeutet, dass die erhabenen Partien nach dem Einfärben spiegelverkehrt auf dem Papier abgebildet sind. Ursprünglich und überwiegend hat der Holzschnitt eher zeichnerischen als malerischen Charakter – vielleicht haben Sie schon einmal Albrecht Dürers herausragende Darstellungen zur Apokalypse gesehen, an denen man die ‚Linienkunst‘ in Perfektion bewundern kann. Auch ist die große Mehrheit dieser Graphiken in Schwarz gehalten, obgleich man schon Ende des 15. Jahrhunderts erste Versuche unternahm direkt farbig zu drucken, um das mühsame Ausmalen zu vermeiden. Dabei hat man entweder Teile der Platte verschieden eingefärbt oder einen Druck von mehreren Platten angefertigt, wie es eben auch Felicitas Wiest macht. Das mit mehreren Platten war in der Formensprache des 15. Jahrhunderts technisch eine Herausforderung hinsichtlich der Präzision der naturalistischen Wiedergabe, nicht zuletzt wegen gewisser Unkalkulierbarkeiten des Trocknungsprozesses. Auch heute erfordert das Über- und Ineinanderdrucken auf dem saugfähigen Büttenpapier, das Felicitas Wiest verwendet, äußerste Sorgfalt und Erfahrung. Nicht in dem Sinne, dass etwa die Konturen eines Motivs exakt gefüllt werden müssten, sondern indem aus der Fläche ohne illusionistische Mittel ein Bildraum geschaffen wird. Ich habe einen Bildband mitgebracht zu den Werken des bedeutenden japanischen Künstlers Katsushika Hokusai, der vermutlich 1760 geboren wurde und 1849 in Tokio starb. Sie haben vielleicht schon die berühmte Darstellung der großen Welle von ihm gesehen. Die Gegenüberstellung der unterschiedlichen Gestaltungsprinzipien, zwischen denen etwa zweihundert Jahre liegen, ist – wie ich finde – reizvoll und aufschlussreich. Um 1900 wurde der Farbholzschnitt unter dem Einfluss der japanischen Tradition, die damals in Europa bekannt wurde, auch hier populär. In die moderne Formensprache

übertragen und zu bildmäßiger, auch großformatiger Ausführung gebracht hat den farbigen Holzschnitt dann der bereits erwähnte HAP Grieshaber.

Welche Gestaltungsprinzipien hat denn nun Felicitas Wiest? Es fällt auf, dass sie überwiegend vom Hellen ins Dunkle arbeitet, wobei die Farben übereinandergelegt sein oder sich durchmischen können. Die Intensität der Ölfarbe variiert, je nach Dichte des Auftrags. Es gibt Durchsichten von der obersten Druckschicht in die tieferen Ebenen, über die sich eine Schwere breitet, die inhaltlich den Zugang zur Tiefe unseres Bewusstseins verstellt. Der geheimnisvolle Mechanismus unseres Gehirns lässt uns Erinnerungen speichern, die für uns zum Zeitpunkt des Erlebens wichtig waren, subjektiv wichtig, wohingegen objektiv Bedeutendes komplett vergessen sein kann. Doch der Zugriff auf diese neuronalen Lebensspeicher gelingt nur bruchstückhaft und ist nicht willentlich steuerbar. So sind in den Werken, die assoziative Titel wie *Leicht und schwer* oder *Licht und Schattenspiel* haben, autobiographische Reminiszenzen der Künstlerin an ihre Kindheit auf dem Lande enthalten: ein Futtereimer, ein Löffel, ein Kleidchen, Landschaftsdetails, Vegetables. Bei genauem Hinsehen entdeckt man in dem Bild *Auf dem Stapel* umgekippte Stühle. Charakteristisch nicht nur für diese Serie ist übrigens die Zwei- oder Mehrteiligkeit der Arbeiten, eine klare Abgrenzung unterschiedlich gestalteter Bereiche – hier eines verdichteten oberen Bildraums, dessen Schriftzeile am Boden einen Nachklang findet in der Scriptur, die auf der flächigen unteren Hälfte zu sehen ist. Felicitas Wiest führt uns in ihren Drucken kompositorisch vor, wie Erinnerungsschnipsel, Alltägliches, einzelne Motive von tiefem emotionalem Gehalt für die einzelne Person in verschiedenen Schichten unseres Bewusstseins verborgen sind und manchmal unvermittelt aus dem Dunkel hervor tauchen, sei es als aus dem Langzeitgedächtnis Abrufbares oder im Unterbewusstsein Gesammeltes. Es sind heitere oder schmerzvolle Momente, oft Unscheinbares, aber doch lieb Gewonnenes, Prägendes, von dem sich ab und

zu der Schleier des Vergessens oder Verdrängens hebt. Bildlich: der Farbschleier, der an sich schon transparent, Löcher bekommt, im Schweben aufreißt und uns wortwörtlich Durchblick schafft. Sie können das besonders schön an den jüngsten Arbeiten von diesem Sommer sehen, den *Gewirken* 1 und 2 mit ihren kreisrunden und rechteckigen Formen, der senkrecht- und waagrechten Ausrichtung. An anderer Stelle lassen sich Wörter entziffern, lineare Verdichtungen entwickeln sich zu kompakten Flächen in gedeckter Farbigkeit. Stoffähnliche Muster stehen dicken Linien in abgestufter Farbigkeit und mit dadurch räumlicher Wirkung gegenüber.

Felicitas Wiest arbeitet in Werkreihen, die man an kompositionellen und farblichen Gemeinsamkeiten erkennen kann. Der zeitliche Rahmen dieser Ausstellung reicht von heute bis ins Jahr 1998 zurück. Neben ihrer langjährigen Tätigkeit als Lehrerin hat sie sich künstlerisch ausgebildet und weiterentwickelt: an der Freien Kunstakademie Mannheim, an Akademien in Trier, Wolfenbüttel und Rotenfels. Sie ist Mitglied im BBK, im Heidelberger Forum für Kunst und in der Künstlerinitiative Schwetzingen, abgekürzt KIS.

Ihr gehört auch Matthias Schöner an, der die Skulpturen in dieser Ausstellung geschaffen hat. Seiner handwerklichen Ausbildung zum Steinbildhauer schloss sich das Studium der Bildhauerei an der Kunstakademie Karlsruhe an, wo er als Meisterschüler des bekannten japanischen Künstlers und langjährigen Akademieprofessors Hiromi Akiyama seinen Diplomabschluss machte. Ein Graduiertenstipendium führte ihn für ein Jahr nach Japan und nach einer Lehrtätigkeit an der Akademie Schloss Rotenfels arbeitet er seit 2005 in Neulussheim. Die klare Formensprache, die von konstruktiver Strenge aber auch Eleganz geprägt ist, verbindet sich bei ihm mit einer überaus sorgfältigen Bearbeitung des Steins. Diese Qualitäten hat er mit seinem früheren Lehrer Akiyama gemeinsam. Doch schafft er weniger ausgreifende Raumzeichen als

vielmehr sich auffaltende, öffnende, aber doch kompakte Raumkörper. Sie sind aus ineinander verschränkten Teilen zusammengesetzt, passgenau zu einem Ganzen aneinander gefügt und in exakten Winkeln ausgerichtet. Basalt und Syenit, der hoch eisenhaltige Diabas Stein und der leuchtend weiße Marmor werden mit Säge, Winkelschneider, Schleifmaschine zu Kompositionen in stereometrischen Grundformen – Kubus, Quader, Kugel - gemacht. Dabei arbeitet Matthias Schöner in einem additiven Verfahren, indem er Einzelelemente zu komplexen Objekten zusammenbaut. Folgt man an dem geradezu architektonischen Werk mit dem Titel *Dazwischen* dem Verlauf der präzise abschließenden Schnittkanten, so erkennt man den ausgeklügelten Verbund, in dem die Teile ineinander gesteckt sind, um sich gegenseitig zu tragen und das Ganze somit zu stabilisieren. Die glatt geschliffene oder polierte Oberfläche bringt nicht nur die Materialschönheit voll zur Geltung sondern bewirkt auch, dass sich darauf das Licht weniger bricht. Zudem ist das Beieinander der dunklen glänzenden Flächen und der helleren, ungeschliffenen besonders reizvoll. Der gut vorbereitete Bauplan ist von der Natur inspiriert, im einen Fall vom Wachstum der Äste, im anderen von der unterschiedlichen Ausrichtung der Höhlen eines Berges. Mag sein, dass der Betrachter eher einen Vergleich mit Türen und Fenstern zieht; in jedem Fall wird er sich aufgefordert fühlen, das Werk von allen Seiten zu betrachten, seine Öffnungen, Ein- und Durchblicke zu erkunden, mit dem Auge das Innere und Äußere abzutasten. In einem scheinbar labilen Gleichgewicht präsentiert sich die *Entfaltung A*. In seinem warmen Branton demonstriert der in sich verschobene Körper eine optische Schräge, die Bewegung suggeriert. In dem Arrangement der beiden rauen Wandobjekte setzt Matthias Schöner ebenfalls den Leerraum als kalkulierten Bestandteil des Werkes ein. Und er gibt im Dreidimensionalen eine Raumerfahrung, die derjenigen von Felicitas Wiest korrespondiert. Besonders naheliegend ist ein solcher Bezug zwischen den beiden Künstlern natürlich an der dreiteiligen Skulptur aus in sich gewundenen Stelen im Nebenraum. Die

Aufstellung dieser Arbeit mit dem Blick auf den kleinen Garten lässt die optische Wechselwirkung zwischen Kunst und Natur in der Durch-Sicht unmittelbar erfahren. Die Orientierung an der Natur ist keine gedankliche Konstruktion, keine Überinterpretation. Der Ingenieurbau orientiert sich durchaus an zweckdienlichen Tierformen, Hautstrukturen für Oberflächengestaltung von technischen Objekten, Stromlinienform für das Autodesign usw. Für die aus kreisrunden Schalen gebaute Marmorskulptur hat sich Matthias Schöner an figurativen Vorstellungen orientiert, wobei die Körperlichkeit des Werks durch die Binnenstruktur des Marmors ja tatsächlich eine gewisse lebendige Haut suggeriert. Und die Halbschalen obenauf – ergänzen sie einander nicht zu einer Kopfform? Kunst bildet nicht die Erscheinungswelt ab, sie regt dazu an uns einen eigenen Entwurf dessen zu machen, was ist. Denn was ist schon Wirklichkeit? Jedenfalls keine objektive Größe.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Martina Wehlte